Zeitschrift: Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge

Herausgeber: Bioforum Schweiz

Band: 59 (2004)

Heft: 2

Artikel: Abschied von der bäuerlichen Landwirtschaft

Autor: Weiss, Jakob

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-903763

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

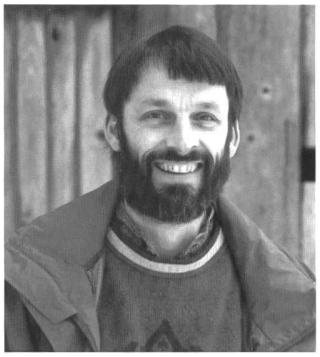
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Abschied von der bäuerlichen Landwirtschaft



Jakob Weiss, Küsnacht

Unter dem Titel «Landwirtschaft als Lebensform in Gefahr» schreibt J. Willi (Kultur & Politik, Heft 6/2003) von der Bedrohung der bäuerlichen Welt in Österreich und plädiert gegen die ökonomische und technische Ausrichtung der Landwirtschaft. Ich kenne die österreichischen Verhältnisse nicht gut, befürchte aber, dass auch in unserem Nachbarland seine Frage, ob die Landwirtschaft als Lebensform weiterbestehen könne, schon längst beantwortet ist. Selbst wenn ich diesbezüglich gerne etwas nostalgisch wäre; in der Schweiz haben die 1990er Jahre den definitiven Abschied von der bäuerlichen Lebensform eingeläutet.

Entweder schult uns das Leben ganz allgemein dafür, Widersprüche zu überdecken und Unangenehmes zu verdrängen, oder dann werden in der Landwirtschaft und ihrer Politik diese Fähigkeiten speziell gut ausgebildet. Jedenfalls kommt mir für die Schweizer Landwirtschaft immer häufiger das Märchen vom Kaiser in den Sinn, dessen verunsicherte Gefolgsleute seine neuen schönen Kleider preisen, obwohl sie nur aus Luft und Phantasie gewoben sind. Allein ein Kind kann schliesslich das Tatsächliche benennen, weil es die Angst, als dumm hingestellt zu werden, noch nicht kennt. Konkret: wir möchten Vollbeschäftigung und lassen seit Jahrzehnten jährlich 1000 bis 2000 gute Arbeitsplätze für Landwirte verschwinden; wir klagen über hohe Landwirtschaftskosten und wollen gleichzeitig gute und billige Lebensmittel sowie eine intakte Natur für unsere Nah- und Ferienerholung; wir gehen gerne mit den Kindern auf den Bauernhof, um Tiere zu streicheln und der Bäuerin einen Zopf oder ein Mostbröckli abzukaufen, sind aber voller Misstrauen gegenüber den Landwirten als Berufsstand und dessen politischen Vertretern.

Wissen wir denn überhaupt, von was wir reden, wenn wir «Landwirtschaft» sagen?

Alle, 3% Bauern wie 97% Nichtbauern, machen sich ein persönliches Bild von der Landwirtschaft. Auf den eigenen Erfahrungen aufbauend, ist dieses Bild zusammengesetzt aus Selbst- und Fremdbeschreibungen, aus Wunschvorstellungen und Vorurteilen – und es wird geformt, bzw. gerahmt, vom öffentlich-politischen Diskurs. Ich möchte im Folgenden ein paar aus Forschungsarbeiten gewonnene Gedanken äussern, die zu einer Klärung dieses Multikomponententhemas führen können.[1] Denn um allseits akzeptierte Ziele setzen zu können, und darum geht es dringlichst in der heutigen Landwirtschaft, sollten wir uns zuerst auf die Perspektive, die massgebenden Tatsachen und die uns leitenden Werte einigen.

J. Willi hat in seinem Artikel verschiedene Elemente aufgezählt, die umschreiben, was «bäuerliche» Landwirtschaft heisst und was mit der «Lebensform», die sich von einem blossen Beruf unterscheidet, gemeint ist. Die Sicht, die darin zum Ausdruck kam, weckte in mir eine Erinnerung. Meine Primarlehrerin zog zu gegebener Stunde an einer Stange neben der Wandtafel ein Bild hoch, und die SchülerInnen mussten in wohlgeformten Sätzen beschreiben, was auf diesen Bildern, die typische Alltagssituationen oder grosse historische Momente darstellten, zu sehen war. Eines der Bilder zeigte den Bauernhof, mit allerlei Viehgattungen rund um Haus und Stall, vielerlei Handarbeiten für Männer und Frauen, mit Kindern, Pflanzbeeten, Äckern und Weiden, Obstbäumen und Beerenblätzen. Etwas soziologischer gesprochen handelte es sich um eine Dreigenerationenfamilie, in der auch nicht-blutsverwandte Helfende lebten und alle zusammen ihre beinahe autonome und beinahe bargeldlose Lebensform fanden.

Nur noch Kulisse?

Ich ging in den 50er Jahren in die Primarschule, die Wandbilder waren vielleicht nicht alle neu. Auf jeden Fall sind 50 Jahre später auch die Landwirte für alles mögliche versichert und wollen mit ihren Familien, wie andere Leute, zweimal im Jahr in die Ferien fahren. Der moderne Produzent ist kosmopolitisch informiert, verfolgt das Marktgeschehen mindestens so genau wie das Wetter, lebt, wie andere Berufstätige, häufig im Stress und muss bereit sein, den Betrieb kurzfristig umzustellen. Seine Kinder gehen ins Judo, spielen Computerspiele und suchen ihre eigenen Wege ins unbeschwerte 3-Säulen-Alter. Bürdeli macht keiner mehr und auch kein Schwein läuft frei auf dem Hofplatz herum. Landwirte wollen einen pünktlichen Feierabend und Zeit, um sich am nichtlandwirtschaftlichen Gesellschaftsleben zu beteiligen. Etliche ihrer Frauen wünschen, mit dem Betrieb möglichst wenig zu tun zu haben.[2]

Der Wandel vom traditionalen Bauerntum zum modernen Betrieb vollzieht sich natürlich schon über lange Zeit und je nach Region und Betrieb unterschiedlich schnell. Wer jedoch glaubt, er kenne noch ein Beispiel wie auf dem Schulwandbild, der muss genau hinschauen, um zu merken, ob der Blick nicht nur auf eine Kulisse fällt. Denn grundsätzlich darf ein Bauer heute nur noch Arbeiten verrichten, die sich lohnen; höchstens am Rande kann er tun, was er eigentlich auch noch tun möchte; und vieles macht er, obwohl er es nicht wirklich tun möchte, wie z.B. seinen Kälbern die Hörner ausbrennen, damit sie als Kühe dann in den Stall passen. Man nennt das Ganze optimierte Rationalisierung.

Sich selber wegrationalisieren

Wer den Wettbewerbsgedanken internalisiert hat, findet die entsprechende Bewirtschaftung das einzig Richtige, andere leisten sich gewisse Zweifel. Nicht nur passt diese beliebte Redensart vom Wettbewerb – womit ein Kampf gemeint ist und nicht der

[1] *Ich beziehe mich vor allem auf die neue Nationalfonds-Studie von Brigitte Stucki und mir: «Abschied von der bäuerlichen Landwirtschaft» (erhältlich beim Autor für Fr. 25.–) sowie mein Buch «Das Missverständnis Landwirtschaft» (Chronos Verlag, 2000).*

[2] *Die Stellung und Einstellung der Frauen auf den Betrieben in der Schweiz wurde mit einem Forschungsprojekt des BLW untersucht: B. Stucki, «Die Rolle der Frauen in der Landwirtschaft». (Bundesamt für Landwirtschaft, 2002) Von der gleichen Autorin erschien 1998: «Frauen in der Landwirtschaft heute». (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, Band 6)*

Gewinn einer Lotterie – sehr schlecht zur Vorstellung der Familie, sondern es ist ja auch so, dass die Landwirte sich damit selber aus der Landwirtschaft wegrationalisieren. Je mehr einer für das eigene Überleben kämpft, umso härter trifft es seinen Nachbarn. Und wo die konkurrierenden Nachbarn stärker sind, trifft es mich. Weil dies alles unter dem Druck angeblich global wirkender Wirtschaftsfaktoren geschieht, kann man das verzweifelte Rationalisieren und nach mehr Land haschen keinem Landwirt verübeln. Wenn aber trotz all meiner Anstrengungen amerikanischer Weizen billiger importiert als vom eigenen Feld geholt werden kann, wenn der Preis für das neuseeländische Gigot selbst vom extensivst gehaltenen Schweizer Schaf weit übertroffen wird und südafrikanische Produkte zweimal um den Globus kreisen könnten, bevor sie teurer wären als unsere eigenen – dann wird allen Bauern jeder Boden wieder unter den Füssen weggezogen und der Sinn für ihre Existenz erodiert mit. Hektik und Stress helfen, diesen tiefen Verlust nicht spüren zu müssen. Und politische Parolen lassen den Unsinn als naturgegeben erscheinen, während Folklore die verlorenen Werte zu ersetzen beginnt. Da reden wir von Kleidern, die keine sind.

Den Bettel hinschmeissen?

Protestieren? Resigniert weitermachen? Auf das eigene Glück hoffen? Für die Analyse einer Krise ist es wichtig, die Tatsachen möglichst offen zu betrachten, Widersprüche blosszulegen und bei jeder Beschreibung eines (Teil-) Problems genau darauf zu achten, welches Ursachen und welches Folgewirkungen sind. Erst dann lässt es sich auch sinnvoll über Lösungen diskutieren. Für mich heisst das: erst wenn alle SchweizerInnen unter «Landwirtschaft» in etwa das Gleiche verstehen (unabhängig vom Kenntnisstand über Einzelheiten) und die gesamtgesellschaftliche Bedeutung dieses primären Wirtschaftssektors ermessen können, kann auch unsere Landwirtschaftspolitik Hand und Fuss bekommen. Und sind wir gerade bei den Extremitäten, würde ich in Abwandlung eines viel zitierten Spruchs von Gotthelf noch anfügen: «Im Kopfe muss beginnen, was spriessen soll im Mutterland», denn auch in der Landwirtschaft ist das wichtigste Werkzeug das Denken, die Sprache. Nur merken wir das nicht, weil Defekte der Sprache uns viel weniger stören als die abgebrochene Klinge beim Mähen und der falsche Druck in der Melkanlage. Ein kleiner Exkurs über Sprechgewohnheiten sei deshalb hier erlaubt.

Undifferenzierte Parolen lullen unser Denken ein

Den äusserst populären Ausdruck «Wettbewerb» habe ich schon gestreift. Für Sportler mag der Wettkampf «gesund» sein, in einer Familie und unter Nachbarn will man sich nicht bekämpfen und konkurrenzieren. Im Gegenteil, man fördert Eigenheiten und hilft dem Schwächeren. Welchen Wettbewerb meinen wir also? Und bis wohin soll er reichen? Mit wem muss eine Bergbauernfamilie, mit wem ein mittelländischer Betrieb konkurrieren? Wie soll ein Tessiner Landwirt mit einem Schaffhausischen verglichen werden? Je genauer wir durch ein Schlagwort hindurch und in solche Fragen hineinschauen, umso deutlicher erkennen wir, wie verfälschend

Solche Bilder sind in der modernen Landwirtschaft nicht mehr anzutreffen

es ist. Mitklingende Bewertungen, Unverstandenes bei fremdsprachigen Ausdrücken und undifferenzierte Parolen bestimmen unsere Vorstellung und lullen unser Denken ein. Wer dann aufgrund solcher Sprechgewohnheiten sogar die Landwirtschaft mit einer Swissair oder der Textilindustrie gleichsetzt, der dürfte auch einen Salatkopf mit einer Zahnbürste vergleichen wollen.

Unangenehme Botschaften weich verpackt

Es ist verständlich, dass die Agrarpolitik vor ihrer Basis gut dastehen will. Deshalb erfindet sie Redensarten und Begriffe, um unangenehme Botschaften weich zu verpacken, ihre eigene Ratlosigkeit zu verdecken und die Verantwortung an die Einzelbetriebe weiterzugeben. «Nische» und «Innovation» sind beispielsweise ein schönes Paar Tanzschuhe, das den Bauern heute abgegeben wird, um auf dem glatten Parkett praktischer Betriebsführung zu überleben. Nische ist definitionsgemäss ein Sonderfall, eine Partikularität, und kann niemals ein allgemeines Rezept sein. Man darf sich durchaus glücklich schätzen über eine entdeckte Nische, aber daran eine Hoffnung zu knüpfen für die gesamte Schweizer Landwirtschaft ist nur dumm. Ähnliches gilt für die sogenannte Innovativität. Wir dürfen ja davon ausgehen, dass jeder Bauer sein Bestes tut und vermutlich schon immer getan hat. Dieses Beste sieht, menschlicher Vielfalt sei dank, bei jedem anders aus und läuft auch mit unterschiedlichen Tourenzahlen. Was also soll der Bauer in seinem jahrtausendealten Kerngeschäft neues «erfinden» (innovieren)? Ist eine Besenbeiz, sind Lamas, ist therapeutisches Reiten der Ausweg aus der Krise der schweizerischen Landwirtschaft? Oder bin ich, wenn ich als erster im Land einen Melkroboter anschaffe, um täglich zwei Stunden mehr auswärts arbeiten zu können, ein landwirtschaftlicher Innovator?

Nebelbegriffe

Nie habe ich auch verstanden, um noch einen Nebelbegriff zu erwähnen, wozu «nachwachsende Rohstoffe» gut sein könnten. Wachsen denn z.B. Kartoffeln, die ich übrigens lieber selber esse anstatt ins Auto abzufüllen, bald nicht mehr nach? Oder sind sie kein Rohstoff? Oder reden wir einfach nur sehr ungern über den nicht-nachwachsenden Treibstoff und nennen ihn deshalb liebevoll Most? Wenn ich mir solche neuen Sprechweisen anschaue, warte ich nur darauf, bis das Bundesamt für Landwirtschaft die Bauern endlich als «Replaceable Ressources» oder deutlicher: als ersetzbaren Rohstoff bezeichnen wird. Das wäre doch schöner als immer trocken vom «Strukturwandel» zu sprechen.

Beleidigung und Schwindel

Man kann die Wichtigkeit der Sprache nicht genug betonen: wo nicht klar gesprochen wird, wird auch nicht klar gedacht, denn Sprache und Denken sind die laute und leise Form derselben Sache.[3] Über das weite Gebiet der Landwirtschaft hinweg zieht sich ein Schleier der sprachlichen Undeutlichkeit. Er wirkt wie ein Schmerzmittel für den ganzen Körper, und unbemerkt kann man süchtig werden. Manchmal erscheinen wie Blitze über dem Horizont neu-einleuchtende Begriffe. «Professionalität» ist so ein Blitz, der zur Zeit von landwirtschaftlichen Beratern und Schulen gerne gezündet wird. Denn heute soll auch auf dem landwirtschaftlichen Betrieb alles «professionell» geschehen, sonst fährt der Bauer in den (China-) Schilf und kommt nie mehr heraus. Profession heisst Beruf, heisst, dass man etwas gelernt hat. Ob Zahnarzt, Lehrer, Schreiner oder Bauer, jeder übt seinen Beruf aus. Wenn also neuerdings gefordert wird, die Landwirte müssten professioneller werden, ist das erstens eine Beleidigung für bisherige Ausbildung und zweitens ein Schwindel, weil ja gar niemand weiss, was für eine Professionalität heute am dringendsten gefragt ist. Professionelle Werbung für den eigenen Betrieb? Oder professionelle Kenntnisse über ökologische Zusammenhänge? Oder professioneller Internetgebrauch für das Aufspüren des besten Saatgutes und der billigsten Maschine? Wir haben zur Zeit gar kein verbindliches Berufsbild mehr für die Landwirte, jeder ist in unsicherer Zeit sein eigener «Professor» und die landwirtschaftlichen Ausbildungsstätten hinken der Entwicklung hintennach. Aus sozialwissenschaftlicher Distanz darf man heute sagen, dass die Spezies «Bauer» in den 1990er Jahren endgültig ausgestorben ist, der «Produzent» aber noch keine klaren beruflichen Konturen erhalten hat.

Paradigmawechsel

Man bezeichnet eine tiefgreifende Veränderung in der Geschichte fachsprachlich als Paradigmawechsel. Ein gewaltiger Paradigmawechsel war z.B. die Ablösung von der Vorstellung, dass die Erde Mittelpunkt des Kosmos sei. Der landwirtschaftliche Umbruch im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts ist deutlich bescheidener, aber auch er wird vom königlichen Hof und dem landwirtschaftlichen Klerus noch weitgehend verleugnet. Deshalb lohnt es sich für alle Untertanen, ihn rasch zur Kenntnis zu nehmen, damit sie ihr Sachverständnis den neuen Verhältnissen anpassen können: Eine Landwirtschaft, die nach dem 2. Weltkrieg dem Fortschritt huldigte und technische Neuerungen als Richtschnur nahm, wird zur Zeit abgelöst von einer Landwirtschaft, die die Bewahrung der natürlichen Gegebenheiten leistet und statt der Quantität die Qualität in den Vordergrund stellt. Wo vorher das Handeln auf das Ziel erhöhter (materieller) Produktivität ausgerichtet war, muss es sich heute am Gedanken der sozialen und ökologischen Verantwortung orientieren.

Wird nun dieser historische Wandel – seine Kürzestformel lautet: vom Fortschritt zur Bewahrung – von der Praxis der landwirtschaftlichen Betriebe bereits gespiegelt? Mit der Einführung der Direktzahlungen wurde 1993 der Gedanke umgesetzt, dass nicht nur die Erzeugung von Nahrungsmitteln, sondern auch der Erhalt von Landschaft und natürlicher Umwelt zur Profession des Landwirts gehört. Die extra erbrachten ökologischen Leistungen kommen allen zugute und müssen, weil sauberes Grundwasser und schöne Ausblicke kein Geld abwerfen, auch von allen bezahlt werden. Dieses an Auflagen geknüpfte Instrument Direktzahlungen hat auf den ersten Blick

[3] *Das Thema Sprechen und Verstehen ist zu gross, um hier näher darauf einzugehen. In meinem Buch «Das Missverständnis Landwirtschaft» können theoretisch Interessierte mehr dazu nachlesen, insbesondere über die Interpretation von gesprochener und schriftlich festgehaltener Sprache, also von Interviews.*

funktioniert, denn es sind seit 1993 praktisch alle Betriebe etwas ökologischer und etwas tierfreundlicher geworden. Doch wenn man genauer hinschaut, ist eigentlich nur eine Schere aufgegangen zwischen fortschreitender Intensivierung (unter dem unverminderten Rationalisierungsdruck) und separat gehandhabter Pflege ökologischer Teilflächen (unter dem gestiegenen Publikumsdruck).[4] Einige werden dieser Beurteilung entgegenhalten, dass der von der Agrarwissenschaft stets kleingeredete Biolandbau im Zusammengehen mit Coop und Migros doch aus der Nische herausgewachsen und zum 10%-Faktor geworden sei. Doch diese nicht in allem glückliche Allianz droht deshalb zum ökologischen Feigenblatt für die Schweizer Landwirtschaft zu verkommen, weil auf 9 von 10 Betrieben nach wie vor keine wirksamen, ökologisch vernetzenden und nachhaltigen Leistungen erbracht werden. Höre ich Protest?

Qualität kaum messbar

Qualität – schöne Landschaft, gesundes Gemüse, nachhaltige Böden – ist nur sehr schwer zu beschreiben und kaum messbar zu machen. Deshalb wird mit den Bedingungen, die an die finanzielle Unterstützung von ökologischen Leistungen geknüpft sind, noch allzu sehr die Faktorausstattung eines Betriebs honoriert (Fläche, Tierbestand, Lage) und nicht die wirkungsorientierte Leistung auf ein ökologisches Ziel hin, welche auch dem Bewirtschafter gestalterischen Anreiz bietet.[5] Genau deshalb leuchten sehr vielen Landwirten die zu leistenden Massnahmen auch nicht richtig ein und darum sind die Ökobeiträge noch immer nicht aus dem Geruch des Almosens herausgekommen. Der Widerspruch, im herrschenden Trend zu industrieller Landwirtschaft auf speziellen Flächen etwas Ökologie und etwas Qualität zu pflegen – und alles erst noch im Windschatten umstrittener Steuergelder – diese Ungereimtheit spreizt sich gegen den gesunden Bauernverstand. Der Landwirt wird an allen Ecken und Enden mit dem Primat der ökonomischen Anschauung konfrontiert und spürt, wie halbherzig daneben die umweltmässigen Anliegen daherkommen.

Wer tiefer gräbt, entdeckt, dass sich die Wurzel fast aller landwirtschaftlicher Probleme aus dem Konfliktfeld zwischen den Polen Ökologie und Ökonomie nährt. Obwohl die Begriffe in ihrer ursprünglichen Bedeutung wie ein Paar daherkommen, vertragen sie sich im praktischen Alltag nicht besser als Wasser und Öl. Das schleckt keine Geiss und kein ETH-Professor weg. Unser gesellschaftliches Realitätsverständnis hinkt, missverständliche Sprechweisen machen es möglich, dem Paradigmawechsel hintennach, oder anders: wir möchten noch immer nicht wahr haben, dass das schlecht Messbare und wenig Berechenbare wichtiger geworden ist als das Mess- und Kalkulierbare; dass der Wohlstand zwar immer grösser, unsere Lebensqualität aber von diesem Wohlstand langsam erstickt wird. Da sitzen Bauern wie Nichtbauern im gleichen Boot. Hier könnte der Landwirtschaft (der «Agri-Kultur») eine Pionierfunktion zuwachsen, indem sie den nötigen Bewusstseinswandel womöglich rascher in eine gelebte Haltung umsetzen kann, weil sie den natürlichen Tatsachen beruflich am nächsten steht. – Jeder Abschied ist ein Neuanfang!

Jakob Weiss, Küsnacht

[4] *Zu dieser stattfindenden Parallelisierung (anstatt Verzahnung) siehe auch den Artikel "Natur ins Museum?" von Claudia Schreiber in: Kultur&Politik, Heft Nr. 4/2003.*

[5] *Wie das Instrument Direktzahlungen wirkungsvoller eingesetzt werden kann, beschreiben Andreas Bosshard und Felix Schläpfer: Agrarleistungsmodell Schweiz 2011. (Noch unveröffentlicht, aber zu beziehen bei A. Bosshard, Litzibuech, 8966 Lieli-Oberwil.) Die Hilflosigkeit im Umgang mit Qualität kommt beispielhaft auch in der Matrix agrarökologischer Indikatoren zum Ausdruck, welche vom BLW zur Bestimmung von Nachhaltigkeit entwikkelt wird. (Siehe Agrarbericht 2002, Seite 92ff.*

Drei Fragen

Der Abschied von der bäuerlichen Landwirtschaft muss nicht zwingend der Eintritt in eine industrielle Landwirtschaft sein. ... Doch die Frage muss gestellt werden: Wollen wir am ‚Vollerwerbsbetrieb' festhalten? Oder soll in Zukunft nicht einfach jede Landwirtfamilie mit einem ausserlandwirtschaftlichen Einkommen ihren Betrieb stützen? ‚Integrierende Diversifikation' anstatt ‚innere Aufstockung' könnte man das nennen. Wem diese Perspektive nicht gefällt: Warum hat dann bereits fast jede Familie ein Zusatzeinkommen?

Daran anschliessend kann z.B. die theoretische Berechnung von Standardarbeitskräften SAK und ihre Funktion als Guillotine für Direktzahlungen hinterfragt werden. Ist eine Anhebung der SAK-Limite von Faktor 0,3 auf 0,5, unterhalb derer keine Direktzahlungen ausbezahlt werden, sinnvoll? Gemäss ökonomisch-politischer Argumentation behindern die kleinen Bauern die Grossen bei der Expansion. Die mittleren und grösseren Bauern selber sagen oft, die Kleinen würden ‚die hohle Hand machen'. Warum der Kleine (oder Alte) für die gleichen Beiträge nur die hohle Hand macht, wofür der Grosse (oder Junge) nach Übernahme der fraglichen Fläche dann ehrlich krampfen muss, ist uns nie ganz einsichtig geworden. Wir kennen auch keine Studie, die zeigen würde, dass grosse Betriebe besser wirtschaften als kleine.

Eine dritte Frage könnte lauten: Welche neuen Aufgaben müssen unsere landwirtschaftlichen Institutionen (einschliesslich der Ausbildung auf allen Stufen) übernehmen? Diese Institutionen haben eine Schlüsselstellung in Bezug auf die Haltung der in der Landwirtschaft praktisch Tätigen und sind somit, neben der Politik und diese beeinflussend, das zweite Scharnier zwischen den Betrieben und der Gesellschaft. Hier fehlt trotz formulierten Teilaufträgen eine ... übergreifende Vision, was die Landwirtschaft für die Gesamtgesellschaft bedeuten soll. Mit einem ganzheitlicheren Konzept für die Landwirtschaft könnte dann beispielsweise das zur Zeit so populäre, aber ziemlich blinde Postulat der ‚Professionalisierung' der Landwirte sinnvoll gefüllt werden.

Aus Brigitte Stucki, Jakob Weiss, Abschied von der bäuerlichen Landwirtschaft, Küsnacht 2003